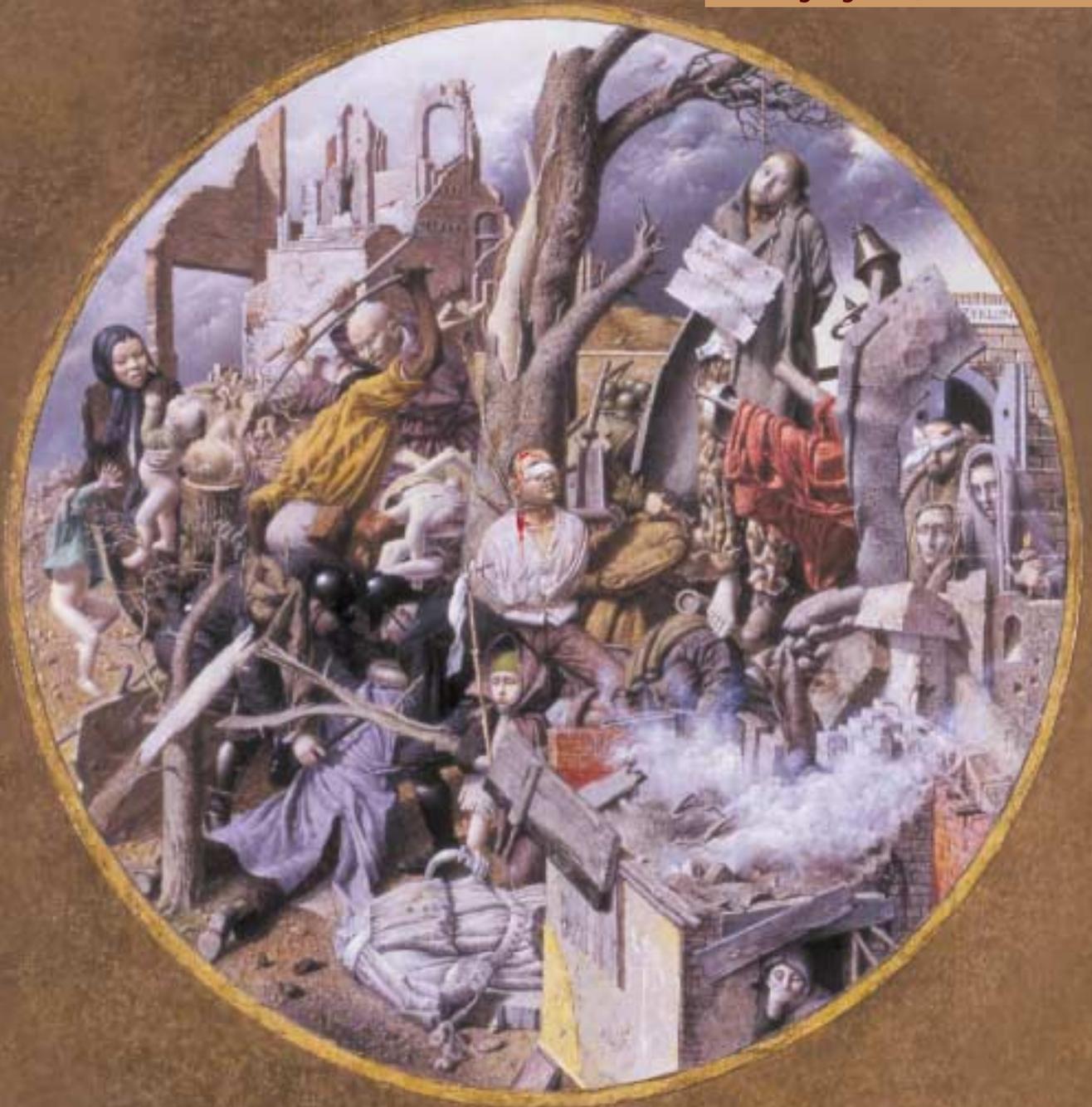


paternoster

Die Zeitschrift der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

7. Jahrgang Nr. 1, Passion 2003



Wenn alles zu spät ist...

Spät. Zu Spät.

Ein Drama. Das Kind kommt zu spät: „Die Uhr im Schulhof sieht beschädigt aus durch seine Schuld.“ Walter Benjamin notierte das. Der Philosoph erinnerte sich mit diesen und anderen Sätzen in einem kleinen Text der Sammlung „Einbahnstraße“ an seine Berliner Kindheit um 1900, an seine wilhelminische Schulzeit. Er lässt das späte Kind durch den Flur der Schule schleichen, die Tür des Klassenzimmers „unhörbar“ öffnen und es sodann, als „arme Seele“, mit „zehn, zwanzig schweren Säcken“ bepackt, zur Schulbank wanken.

Als ich Benjamins Text vor so vielen Jahren das erste Mal las, war ich erstaunt, wie sehr sich unsere Erfahrungen gleichen. Immerhin war ich gut fünfzig Jahre nach ihm zu spät gekommen. In einem Deutschland, das man bereits Bundes-Republik nannte. Und doch war da wieder ein Kind, das nicht zur Schule wollte, weil es dort nichts zu erwarten hatte, was es freuen würde. Also wurden dem siebenjährigen Jungen in den kurzen Lederhosen auf dem Schulweg die Beine samt Kniestrümpfen zu Blei. Jede bunte Blume, jeder schwanzwedelnde Hund, selbst der Duft, der aus der Bäckerei strömte und ihm als Verführung in die Nase drang, alles wurde dem Jungen zur Ablenkung, zu einem Moment, der nicht enden sollte, ihn bewahren würde.

„Musst du nicht längst in der Schule sein?“, zeterte die alte Frau, die ihn jeden Morgen vorbeiziehen sah, hinter ihrem weiß gestrichenen Vorgartenzaun. Da senkte der Junge voller Scham den Kopf auf die Brust, machte drei vier, schnelle Schritte, träumte sich weiter und stand dann doch vor dem Schultor. Grau war es und stand längst nicht mehr offen. Er zog es auf, nur einen Spalt weit, schlüpfte hindurch, noch ein paar steinerne Stufen hoch und dann stand er auf dem Flur, wie weiland der Schüler Benjamin, ging auf Zehenspitzen über das blankgebohnerte Linoleum, wollte nichts lieber als wieder zurück ins Freie, an bunten Blumen riechen oder besser noch: einfach von dieser Welt verschwinden. Puff!, sich in Luft auflösen. Doch irgend etwas zwang ihn voran. Und er verstand nicht. Die Tür des Klassenzimmers schien bedrohlich, doch da lag schon die Hand auf der Klinke, er öffnete das Tor zu seiner Niederlage und fünfzig kleine Köpfe und ein großer drehten sich wie auf ein geheimes Zeichen in seine Richtung. Hämisches Lachen auf manchen der kleinen Gesichter und eine Drohung aus dem zerfurchten des alten Lehrers: „Komm nach vorn!“

Der Junge musste zwei Stufen auf ein kleines Podest steigen und sollte begründen, warum er zu spät gekommen war. Konnte er nicht. Schwieg. Also wieder runter vom Podest und auf dem Weg zur Schulbank die Schläge des Lehrers im Nacken. Geduckt hockte sich die arme Seele in die Bank, hatte sich längst hinter ihrer Herzwand versteckt, wollte nicht mehr gesehen werden. Deshalb machte es das Kind, das ich war, wie einst Benjamin und kannte ihn doch nicht: Es schaffte leise mit bis zum Glockenschlag. Aber es war kein Segen dabei.

Detlef Berentzen

INHALT

| | |
|--|----|
| Detlef Berentzen Spät. Zu spät. | 2 |
| Editorial | 3 |
| Reuven Moskovitz Brief aus Israel | 4 |
| Jörg Machel K wie Karfreitag | 6 |
| Christoph Demke Gibt es einen gerechten Krieg? | 8 |
| Claudia Ondracek Und die Welt geht weiter | 11 |
| Mittelseite Labyrinth | 12 |
| Claudia Ondracek Wie groß der Supermarkt ist | 14 |
| Arbeitskreis neue Erziehung Lernen ohne Leistungsdruck | 15 |
| Heike Krohn ... dann mach ich eben Schluß. | 17 |
| Bernd Feuerhelm Apfelkuchen im Märchenland | 16 |
| Ingo Schulz Hör-Zeit | 18 |
| Dorothea Weltecke Jenseits der Hoffnung | 20 |
| Jörg Machel Natur-oase für Kinder und Eltern | 22 |
| Eugen Drewermann / Impressum | 23 |



Liebe Leserin und lieber Leser,

in seiner Dramatik ist der Karfreitag nicht zu überbieten. Der traurigste Tag der Passionszeit aber ist für mich der Karsamstag, der Tag nach Jesu Kreuzigung.

Jesus liegt in seiner Gruft, die Jünger haben sich aus dem Staub gemacht, die Frauen versinken in ihrer Trauer, Judas stürzt sich in den Tod. Alle Hoffnung ist zerstört, der schlimmste denkbare Fall ist eingetreten, kein Licht am Ende des Tunnels.

In vielen Kirchen hat man es sich angewöhnt, den Karfreitag aus der tröstlichen Perspektive des Ostersonntag zu betrachten. Schon am Tag der Kreuzigung reicht man das Abendmahl als Zeichen der Versöhnung.

Mir gefällt diese Vermischung nicht. Jeder Tag der Karwoche hat sein eigenes Gewicht. Es liegt eine große Chance darin, diesen Weg Schritt für Schritt zu gehen, ohne voraus zu eilen und ohne stehen zu bleiben.

Ich wünsche Ihnen die Kraft, auch in Tagen ohne erkennbare Zeichen der Hoffnung, Ihren Weg zu gehen.

Pfarrer Jörg Machel

Post aus Jerusalem

Liebe Freundinnen und Freunde, ich schwanke, ob ich dem Rat des Propheten Amos folgen werde – wonach der Weise in schlechten Zeiten schweigen soll – oder meiner natürlichen Empörung nachgebe und ein Geschrei hören lasse in der Hoffnung – oder Illusion –, dass es gehört werde von den Machthabern Deutschlands.

Was mich persönlich anbelangt, habe ich keinen Grund zu klagen. Meine Familie und ich haben noch immer mehr als wir brauchen, und was Freundschaft, Hilfsbereitschaft und Zuneigung in dem Deutschland, das ich liebe, anbetrifft, genieße ich alles dankbar und im Überfluss. Und ich denke an Bertold Brecht:

„Es ist wahr: ich verdiene noch meinen Unterhalt, aber glaubt mir: das ist nur ein Zufall. Nichts von dem, was ich tue, berechtigt mich dazu, mich satt zu essen. Zufällig bin ich verschont ... Man sagt mir: Iss und trink du! Sei froh, dass du hast! Aber wie kann ich essen und trinken, wenn ich es dem Hungernden entreiße, was ich esse, und mein Glas Wasser einem Durstenden fehlt? Und doch esse und trinke ich. Der große Bertold Brecht hat verzweifelt versucht, die Menschen vor der Katastrophe zu mahnen, die kurz danach ihren Lauf nahm:

„Was sind das für Zeiten, wo ein Gespräch über Bäume fast ein Verbrechen ist. Weil es ein Schweigen aber so viele Untaten einschließt!”

Was sind das für Zeiten, frage ich, wo ein Geschrei gegen sinnlose Ungerechtigkeiten und Gewalttaten fast ein Rufen in der Wüste ist, abgesehen von den kleinen Oasen der friedfertigen Menschen, die verzweifelt versuchen, weitere zum Himmel schreiende Ungerechtigkeiten zu verhindern.

Was muss noch passieren, damit wir verstehen, dass die Spirale der Gewalt in unserem Land und anderswo in der Welt nicht mit noch mehr Gewalt aufzuhalten ist? Wie schrecklich ist es für mich und die Freunde, die diesen Brief lesen, dass dreißig Jahre nach dem Jom Kippur-Krieg die Worte Erich Frieds immer noch zutreffen und sich das Verbrecherische der Po-

Mag sein, dass ich bau in der Luft
meine Schlösser.

Mag sein, dass mein Gott ist im
ganzen nicht da.

Im Traum ist mir heiter, im
Traum ist mir besser,

im Traum ist der Himmel noch
blauer als blau.

Mag sein, dass ich werd' mein Ziel
nicht erreichen.

Mag sein, dass mein Schiff wird
nicht kommen zum Steg.

S'geht mir nicht darum, ich
soll was erreichen.

S'geht mir um den Gang auf
einem sonnigen Weg.

Josef Papiernikoff, 1924

litik noch gesteigert hat: „Es kommt im Augenblick nicht darauf an wann es war, dass die Unterdrückerregierung in Israel sich verwandelt hat in eine Verbrecherregierung. Aber es kommt darauf an zu erkennen, dass sie jetzt eine Verbrecherregierung ist... Es kommt nicht darauf an, was man ist Moslem, Christ, Jude, Freigeist: Ein Mensch, der ein Mensch ist, kann nicht schweigen, zu dem was geschieht.” (aus: Erich Fried, Höre Israel, 1974)

Es wird mir leider mehr und mehr klar, dass ich selbst und nicht wenige Gleichgesinnte in Israel, Deutschland und der ganzen Welt nicht imstande sind, die bedrohliche Welle von Gewalt, Willkür, Reichtum und Hochmut aufzuhalten. Aber wir können wenigstens den Nachgeborenen eine Botschaft der Mahnung und Wahrheit hinterlassen. Diese Wahrheit muss aber endlich gesagt werden. Wenn wir über den schrecklichen Terror reden, der in unserem Land tobt, dann müssen wir die ganze Wahrheit sagen, die nämlich, dass dessen Ursachen hauptsächlich in dem arabischen und jüdischen Terror liegen, der schon seit 1947 verübt, aber nicht genügend wahrgenommen wurde. Leider haben nicht alle Menschen die Gelegenheit, die historischen Tatsachen differenziert wahrzunehmen und sich der fragwürdigen Gleichsetzung arabischer und israelischer Verantwortung seit 1947 bewusst zu werden. Wie leicht ist es, die Menschlichkeit von Selbstmördern und ihrem Volk in Frage zu stellen, wenn sie mit einer Waffe oder mit Sprengstoff auf Mütter und Kinder schießen oder unschuldige Menschen mit in den Tod reißen. Wie kompliziert aber ist es für die meisten von uns – beschäftigt oder überwältigt von eigenen Problemen – die endlose Zahl von Erniedrigungen, Demütigungen und Schikanen zu begreifen, die diese Menschen zu ihren Untaten treiben. Deshalb gelingt es listigen Politikern, die Tatsachen zu verdrehen und zu manipulieren. So kann es z.B. geschehen, dass eine Rakete, die auf einen mutmaßlichen Terroristenanführer zielt und dabei „zufällig” vielen Frauen, Männern und Kindern den Tod bringt, harmloser dargestellt wird als die oben erwähnten Terror-

anschläge. Sollte diese Manipulation auch der Grund dafür sein, dass die westeuropäische Staatengemeinschaft seit Jahren die Verletzung der elementaren Grundwerte, wie Menschenrechte, Völkerrecht, Menschenwürde duldet? Die deutschen Politiker bekennen sich jederzeit zu diesen Grundwerten – warum haben sie nicht den Mut, diese Verletzungen öffentlich anzuprangern oder gar mit entschlossenen Taten zu bekämpfen?

Vielleicht sind die deutschen Lieferungen von Kriegsmaterial an Israel zu Beginn der Al-Aksa-Intifada noch zu verstehen. Wie aber steht es mit der sich anbietenden Bereitschaft der Bundesregierung, Raketen und Spürpanzer an Israel zu liefern? Mit großer Sicherheit ist davon auszugehen, dass das ABC-Waffenarsenal Israels die Effizienz der Deutschland zur Verfügung stehenden Waffen weit übertrifft. Warum war es so schwierig, diese unverschämte und instrumentalisierte Anfrage abzulehnen? Seit mehr als 50 Jahren zeigt Deutschland doch Europa und Israel, dass Frieden und Versöhnung gerade nicht durch zerstörerische Waffen zu schaffen sind. Die Wahlergebnisse in Frankreich haben offensichtlich alle demokratischen Menschen und Politiker beunruhigt. Hat sie die Nachricht, dass Israel in der Hand einer Regierung mit Le Pen-Mentalität ist, noch nicht erreicht? Um diese traurige Wahrheit zu erfahren, braucht man nicht den Bundesnachrichtendienst, sondern nur die bürgerliche Zeitung „Ha'aretz“ zu lesen, die erstaunlicherweise als „links“ bezeichnet wird, weil sie den Mut hat, die Wahrheit zu schreiben.

In Südafrika ist die Apartheid abgeschafft. In Israel und Palästina aber gibt es Straßen, die für Palästinenser verboten sind oder Orte im Kernland Israel, in denen Palästinenser mit israelischem Pass nicht wohnen dürfen. Noch wird Israel gerühmt als einzige Demokratie im Nahen Osten. Aber von dieser Demokratie wird ein gan-

zes Volk für die Untaten von Einzelnen oder kleinen Terrorgruppen bestraft. Die Zahl der willkürlich gesprengten Häuser ist längst vierstellig. Es wird schwierig, wenn man in der postkolonialen Nachkriegswelt ein weiteres Beispiel für ein Volk finden will, das 35 Jahre unter militärischer Besatzung lebt.

Im demokratischen Israel wurde außer Adolf Eichmann kein einziger Mensch zum Tode verurteilt. Der israelische Geheimdienst aber ist gleichzeitig Ankläger, Richter und Vollstrecker der Todesurteile für Hunderte von Menschen. Und wer weiß schon, dass sich in den besetzten Gebieten schwer bewaffnete, arabisch sprechende, als Palästinenser verkleidete Soldaten bewegen mit dem Auftrag, Terroristen zu „erledigen“? Eine Stadt wie Nablus mit mehr als hunderttausend Einwohnern und einem friedfertigen Bürgermeister lebt schon seit drei Monaten unter Ausgangssperre. Wer von denjenigen, die sich über den palästinensischen Terror empören, fragt sich eigentlich, wie dieses Eingesperrtsein auf die Seele und die geistige Gesundheit der Menschen in Nablus und den anderen Städten wirkt?

Waren die eingefrorenen Blasinstrumente, die sich kürzlich in Deutschland weigerten, die israelische Nationalhymne „Hatikwa“ (= Hoffnung) zu spielen, nicht ein Symbol für die Hoffnungslosigkeit der israelischen Politik? Das Gesagte beschreibt nur einen Bruchteil der schrecklichen Wahrheit. Dennoch gibt es in Israel Hunderttausende israelischer Bürger, jüdischer und arabischer Herkunft, die sich leidenschaftlich und heldenhaft gegen all diese Ungerechtigkeiten einsetzen. Bedauerlicherweise hat die Europäische Union nicht den Weg gefunden, sich von der gefährlichen Politik der Bush-Administration zu emanzipieren und selbstbewusst die menschenverachtende Politik der israelischen Machthaber in die Schranken zu weisen.

Seit dreißig Jahren bemühe ich mich unablässig, vor der Gefahr des eskalierenden Terrors und Gegenterrors im Nahen Osten zu warnen. Diese Gefahr lauert aber, wie die Anschläge in den letzten Monaten zeigen, auch in Europa. Deutschland und Westeuropa haben in den letzten fünfzig Jahren die schönste Zeit in ihrer Geschichte erlebt – durch Frieden, Föderalismus, Versöhnung und Zusammenarbeit. Heute versucht man das abgedroschene amerikanische und israelische Sicherheitskonzept auf Europa zu übertragen. Nicht Sicherheit durch gesteigerte Gewalt kann die Welt retten, sondern ein Frieden, wie er in Westeuropa seit knapp sechzig Jahren herrscht.

Seit langer Zeit spiele ich mit dem Gedanken, ein lautes „j'accuse“ nicht nur in Deutschland, sondern in ganz Europa hören zu lassen. Emile Zola hat mit dieser Anklage den menschenliebenden Teil Frankreichs und Europas erschüttert, als ein jüdisch-französischer Offizier namens Dreyfus zu Unrecht verurteilt wurde. Heute werden Millionen zu Unrecht verurteilt, ohne dass friedliebende Europäer es schaffen, diese Entwicklung aufzuhalten. Hoffentlich habe ich auch diesmal das Glück, wieder gesund zu werden, um das gegenwärtige „j'accuse“ an viele Menschen weiterzugeben. Es ist spät und dennoch nicht zu spät. Ich wünsche Euch allen, ohne in Frieden und Wohlstand beeinträchtigt zu sein, den Mut und die Ausdauer, nicht an dieser fast ausweglosen Situation zu verzweifeln. Ich danke Euch in Zuneigung und Verbundenheit für Eure Solidarität und wünsche Euch allen gesegnete und fröhliche Weihnachten und ein gesundes Neues Jahr.

Euer Reuven

Dr. Reuven Moskowitz
ist ein wichtiger Vertreter
der Friedensbewegung in Israel



Albrecht Altdorfer,
Kreuzigung Christi (1526)

„Als sie kamen an die Stätte, die da heißt Schädelstätte, kreuzigten sie ihn dort und die Übeltäter mit ihm, einen zur Rechten und einen zur Linken.“ Lukas 23, 33

Jörg Machel / Dreimal müssen wir in die Augen der gequälten, geschundenen Kreatur – Mensch blicken. Dreimal den gleichen fürchterlichen Kampf sehen, dreimal den kalkuliert langsamen Tod von entrechteten Menschen beobachten. Drei Menschen sterben den Tod der Deklassierten, denen alles Mitleid verweigert wird.

Neben diese klassische Darstellung der Kreuzigung möchte ich ein Bild stellen, das die Malerin Angelika Tübke 1966 unter dem Titel *ira* (Zorn) gemalt hat, weil es die Geschichte des Karfreitag bis in unser Jahrhundert fortschreibt.

Im Zentrum zwei Personen: der gefesselte Delinquent, der mit verbundenen Augen seiner Hinrichtung harret, davor ein Mädchen, das mit gehobener weißer Fahne um Schonung bittet und nach den Erfahrungen der Kriege im besten Falle mit Schändung davonkommen wird.

Wir sehen den Vaterlandsverräter, man hat ihn, selbst schon auf der Flucht, noch schnell an einen Baum geknüpft – und sich ein letztes Mal als Held gefühlt. Nur wenig später rückt die eigene Flucht und Rettung ins Zentrum.

Auschwitz hat an der rechten Bildseite seinen Platz. Drei Häftlinge blicken mit hohlen Augen durch den Drahtverhau.

Eine vietnamesische Mutter versucht, ihre Kinder in Sicherheit zu bringen, sie hastet auf den Bildrand zu, als gäbe es noch eine Fluchtmöglichkeit außerhalb des Geschehens auf diesem Gemälde.

Ganz nahe der Bildmitte traktieren zwei Schutzpolizisten einen Demonstranten. Sie holen die Gegenwart in die Betrachtung, den Beginn

allen Kontinenten neue Bilder des Leidens und des Sterbens. Jeder Kriegsschauplatz liefert neue Motive und jede große Zeitung sammelt sie akribisch in ihren Archiven. Irgendwann gerinnen sie zur Ikone, wie das Bild jener jungen schwarzen Frau, die mit weißer Asche überzogen vor dem World-Trade-Center steht, und alle Fassungslosigkeit dieser Stunde verkörpert oder wie das Bild der afghanischen Mutter, die selbst ganz in ihrem Tuch verhüllt nur das Kind in ihrem Arm erkennen läßt.

K wie Karfreitag

der Studentenrevolte, die Ereignisse in Westberlin Mitte der sechziger Jahre.

Über ihnen die Folterknechte der Diktaturen. Vom Bewegungsablauf und der Körperhaltung vergleichbar und doch auf einem anderem Niveau. Dieses Bild nun kein Zitat aus der Zeitung, sondern aus dem Dunkel der Folterkeller erst durch die Fantasie der Künstlerin ins Licht gerückt.

In der linken unteren Ecke im Luftschutzraum eine Frau. Ihr Kopf drängt an die Luft, das Dach über ihr brennt bereits. Den sicheren Ort gibt es auf diesem Bild nicht. Niemand kann sich verstecken oder fliehen vor dem Zorn, der sich über die Welt ergießt wie ein Lavastrom - gewalttätig und alles vernichtend!

Die Wohnhäuser sind zu Ruinen verkommen, die Schätze der Menschheitskultur liegen zerborsten am Boden und niemand achtet sie Wert, sich ihrer zu besinnen.

Das Bild ist rund - auch dies ein Zeichen der Unentrinnbarkeit, ja der Ewigkeit für die der Kreis in der Ikonografie steht. Die Geschichte des Karfreitag wird fortgeschrieben und will kein Ende finden auf dieser Welt.

Man könnte das Bild ergänzen. Seit 1966 bieten Pressefotografen aus

Karfreitag, das ist nicht nur der eine Mann am Kreuz. Karfreitag, das sind auch die beiden Häscher zu seiner Rechten und zu seiner Linken.

Karfreitag, das ist das von Minen zerfetzte Kind und der verhungerte Greis, der erschossene Soldat und der gescheiterte Feuerwehrmann, das sind Gute und Böse, Mutige und Feige, Täter und Opfer.

Karfreitag ist der fortgesetzte Triumpf des Todes über das Leben, des Zorns über die Güte, des Hasses über die Vergebung, der Destruktivität über die Hoffnung, der Angst über die Liebe.

Karfreitag, das ist die Welt, wahrgenommen im Zerspiegel einer Wirklichkeit, die dem Diktat der Bilder verhaftet ist.

Karfreitag ist für Christenmenschen, der Tag innezuhalten und sich diesem Elend auszusetzen, schonungslos und ohne jeden vorschnellen Trost.

Keine Kerze brennt an diesem Tage in den Kirchen, kein Blumenschmuck ziert die Altäre, es sollte kein Abendmahl gereicht werden, keine Orgelmusik erklingen. Dieser Tag ist dunkel von seiner Stimmung her und bringt so alles Dunkle an den Tag, was uns umgibt in dieser Welt.



Eine Religion, die dem Kreuz einen so zentralen Platz zuweist, taugt nicht als Opium, um die Wirklichkeit in sanftes Licht zu tauchen, sondern wird zum Brennglas, unter dem jede Verunstaltung des Lebens wahrgenommen wird, ohne alle Beschönigung.

Wenn etwas verwischt wird, so ist es die feine Unterscheidung der Leidenden nach Ursache und Ausmaß, die Unterscheidung von Helden und Missetätern.

Zaghaft aber doch spürbar beginnt die Bibel damit schon in der Schilderung der Häscher. Einem immerhin wird noch am Kreuz die Seligkeit versprochen.

Wie schwer uns dies wird, merken wir, wenn wir verstrickt sind in konkrete Erfahrungen des Leids, wenn wir uns als Opfer erleben und ein klares Bild der Täter haben.

Auch das schrecklichste Bild des Leids vermag noch bei irgendjemandem Genugtuung auszulösen. Ich erinnere mich nach dem 11.9.2001 an Bilder von jubelnden Palästinensern. Real oder gestellt, das Phänomen ist bekannt. Ich bin sicher, auch die Bilder der zerfetzten Leichen von Talibankämpfern in den Bergen Afgha-

nistans haben irgendwo auf der Welt Menschen jubeln lassen und Dankgebete provoziert.

Karfreitag macht für mich nur dann einen Sinn, wenn es der Tag des Leids schlechthin ist, wenn es nicht nur der Tag des unschuldigen Leidens, des stellvertretenden Leidens, des für einen guten Zweck Leidens ist.

Ich wage zu behaupten, dass es kein Leid gibt, das nicht in irgendeiner Weise tragisch und zu bedauern ist. Auch das Leid des schlimmsten Folterers ist voller Tragik und aus einer gnädigen Perspektive, zu der die Opfer nicht verpflichtet werden können, ist es so erschütternd wie jedes andere Leiden.

Karfreitag ist der Tag auch unser Leid zusammen zu tragen und einander zu erzählen, was uns widerfahren ist, was wir mit ansehen mussten, worin wir verstrickt waren und sind.

Karfreitag ist der Tag der Trauer, an dem kein guter Schluss kommen muss, an dem wir uns zumuten, die Kirche ganz und gar unerlöst zu verlassen. Es ist der Tag, an dem wir unsere Gottverlassenheit klagen dürfen, vor einander und vor Gott.

Manche sehen das anders und bestehen darauf, dass auch und gerade am Karfreitag von Ostern die Rede sein muss, in manchen Gemeinden wird nur am Karfreitag zum Abendmahl geladen. Mir will das nicht einleuchten. Man will zuviel, will man alles auf einmal und man bekommt am Ende weniger.

Die Karwoche ist wie ein Weg zu sehen und man muss ihn gehen, und das in einem Schrittmaß mit der einer jeden Station zustehenden Zeit.

Es wird zu schnell getröstet in der Kirche, habe ich manchmal den Eindruck und leicht wird der Trost dann schal und unglaubwürdig.

Nein, wir stehen vor dem Leid wie vor diesem Bild und es scheint mir am Karfreitag ewig und unaufhaltsam zu sein. Ich entdecke keinen Ausweg und kein Versteck. Und es bleibt mir nichts, als zu klagen!

Gibt es einen gerechten Krieg?

Christoph Demke / Diese Frage schien doch nun wirklich erledigt! 1994 hatte der Rat der Evangelischen Kirche in Deutschland in seiner Erklärung „Schritte auf dem Weg des Friedens“ feststellen können: „Die Lehre vom gerechten Krieg insgesamt ist, wie ein Blick auf ihre Entwicklung in Ethik und Völkerrecht zeigt, aus guten Gründen der Abschied gegeben worden“. Das mag für Leute gelten, die sich mit Ethik und Völkerrecht beschäftigen. Für jedermann und jedefrau gilt das nicht. Sie stellen die Frage und sie entscheiden sie auch, so oder so mit vollem Einsatz der Gefühle.

Der Brief der amerikanischen – wie man so sagt – Intellektuellen „Wofür wir kämpfen“ (Zuerst im Tagesspiegel und New York Times vom 12. Februar 2002) hat mit Hilfe der Kriterien des „gerechten Krieges“ den Krieg gegen den Terrorismus für „moralisch gerechtfertigt“ erklärt. Das Echo in Deutschland war eine nahezu einhellige harsche Zurückweisung. Bezeichnend Peter Schneider im Tagesspiegel vom 14. Februar: ein „Dokument der Anmaßung und intellektueller Blindheit“. Die Antwort der Amerikaner (Tagesspiegel vom 9. August „Von der Idee des gerechten Krieges“) und die Reaktion der „Koalition für Leben und Frieden“ (H.-P. Dürr, W. Jens, C. Amery, K. Wecker u.a. vgl. Süddeutsche Zeitung vom 25.9.) zeigen, wie tief der Graben und wie schwer eine Verständigung ist. Die Argumente, die auf deutscher Seite vorgebracht werden, wirken eigenartig ritualisiert mit dem Tenor: das haben wir uns doch an den Schuhsohlen abgelaufen!

Die aktuelle Situation wird von den Argumentationen meist nicht getroffen. Die Folge: Unverständnis

nicht nur bei den amerikanischen Verfassern, sondern auch Auslandskorrespondenten in Deutschland. Noch wichtiger aber sind die Folgen in der Gesellschaft, in den Gesprächen und Disputen bei Familienfeiern, in Arbeitsgemeinschaften, an Stammtischen usw., also die „öffentliche Meinung“, die nicht zur „veröffentlichten Meinung“ wird. Um ihretwillen muss die Erörterung fortgesetzt werden.

Dazu ist ein kurzer, scharf konturrierender, historischer Rückblick nicht zu umgehen.

Die mittelalterliche Lehre vom gerechten Krieg fasst im Anschluss an Cicero den Krieg als einen Rechtsakt auf, in dem eine legitime Autorität einen Rechtsbrecher in die Rechtsgemeinschaft mit Gewalt, wenn es denn nötig ist, zurückführt. Alle Kriterien zur Einhegung und Eindämmung des Krieges (wie: Verhältnismä-

ßigkeit der Mittel, Unterscheidung von Kämpfenden und Zivilisten: es dürfen keine Unschuldigen gestraft werden, nur eine legitime Autorität darf den Krieg eröffnen und zwar nicht als Überfall, sondern nur in solenner Erklärung, Präventivkrieg ist grundsätzlich ausgeschlossen usw.) haben in diesem Verständnis des Krieges als Rechtsakt ihren Grund. Vorausgesetzt ist dabei eine allen Seiten gemeinsame, jedem erkennbare (sog. „objektive“) Werteordnung.

Dass dieses Verständnis des Krieges als Rechtsakt nicht nur Krieg eindämmend wirkte, sondern Kriege auch stimulieren konnte, ist geradezu notwendig. Denn dieses Verständnis geht von einer Asymmetrie der beiden Parteien aus: die eine Seite stellt verletztes Recht wieder her, die andere Seite sind die Rechtsbrecher und Übeltäter; sind sie sogar noch Ketzer, also Anwälte des Antichrist und des

Es fragt sich gegenwärtig, ob Christen sich dem Soldatenstande zuwenden dürfen, ob Militärpersonen zum Christentum zugelassen werden können, und ob sich mit dem Glauben der Dienst der Gemeinen und der sämtlichen niederen Chargen vereinbaren lasse, welche nicht zu opfern brauchen und mit Urteilen über Leben und Tod nichts zu tun haben. Es harmoniert nicht zusammen, unter dem Fahneid Gottes und der Menschen, unter dem Feldzeichen Christi und des Teufels, im Lager des Lichts und in dem der Finsternis zu stehen, eine und dieselbe Seele kann nicht zweien verpflichtet sein, Christo und dem Teufel...

Wie aber wird der, dem der Herr das Schwert weggenommen hat, Krieg führen, ja auch nur in Friedenszeiten ohne Schwert Soldat sein?

Tertullian (um 160 - 220 n.Chr.)

Teufels, dann können sie sogar vernichtet werden; denn sie bestreiten ja gerade eine gemeinsame Werteordnung.

Als spätestens im 16. Jahrhundert die Voraussetzung der gemeinsamen Werteordnung zerbricht, setzt sich mit Beginn des 17. Jahrhunderts die Auffassung des Krieges als Duell zwischen gleichberechtigten Partnern durch (*bellum iustum ex utraque parte*): Die Berechtigung, Kriege zu beginnen, ist nun ein Ausweis legitimer staatlicher Autorität; sie wird zum Kennzeichen von Souveränität und das Militär mit seinen Uniformen zum Emblem der Souveränität. Von nun an war dem Krieg nur durch eine Souveränitätseinschränkung beizukommen (Völkerbund, Briand-Kellogg-Pakt, UN-Charta), was natürlich den Großmächten und erst recht einer Supermacht nicht schmeckt. Bezeichnender Weise enthält der erste Brief der Amerikaner eine Anmerkung: „Einige argumentieren, die Anforderungen an den gerechten Krieg als letzten Ausweg seien nicht erfüllt, solange nicht ein international anerkanntes Gremium wie die Vereinten Nationen dem Waffeneinsatz zugestimmt hat. Diese Auffassung ist problematisch... Es ist fraglich, ob ein internationales Gremium wie die UN der beste Richter sein kann, wann und unter welchen Bedingungen ein Waffeneinsatz als letzter Ausweg gerechtfertigt ist... Nach Aussage eines Beobachters, der früher Vize-Generalsekretär der UN war, könnte es selbstmörderisch sein, die UN zu einer Schatten-Imitation eines Staates zu machen mit dem Ziel, den internationalen Gebrauch von Gewalt zu regeln.“ Man sieht, wie sinnlos es ist, die alte Lehre vom gerechten Krieg wieder zu bemühen: man braucht jetzt einen vorgängigen Richter.

Der Rückgriff auf das mittelalterli-

che Verständnis des Krieges als Rechtsakt scheint nun gegenwärtig nahezu liegen angesichts der Hoffnung, auf der Grundlage des Gewaltmonopols der UN zu einem Verständnis des Militärs als Polizeikräften überzugehen. Dieser Rückgriff kann auch nahegelegt werden durch die auf vielen Ebenen geltende Asymmetrie zwischen den Konfliktparteien, deren eine Seite die Gewalt ganz privatisiert und gerade entstaatlicht, aber dennoch staatsübergreifend wahrnimmt. „Die neuen Kriege“, wie H. Münkler sein neuestes Buch betitelt, nach dem Muster der Lehre vom gerechten Krieg als Rechtsakte zu begreifen und zu interpretieren, wäre



aber ein gefährlicher – und völlig anachronistischer – Irrweg.

Worin liegt die Gefahr? Gefährlich ist die damit verbundene Interpretation und Rechtfertigung von Kriegen als moralischen Konflikt. Sie hat zu allen Zeiten die schlimmsten Brutalitäten und unbegrenzten kriegerischen Gewalttaten gerechtfertigt und sogar mit hervorgebracht. Eine solche Interpretation haben sowohl Bundesverteidigungsminister als auch Bundesaußenminister am Beginn des Kosovo-Krieges kräftig vertreten. Sie sind dafür wohl in den Medien ziemlich einhellig gerügt worden, aber in der allgemeinen Öffentlichkeit hat das breite Zustimmung erhalten. So-

gar auf dem Deutschen Evangelischen Kirchentag in Stuttgart bekam Bundesverteidigungsminister Scharping dafür Beifall. Wer will auch dem Argument widersprechen: „Wir können doch nicht einfach zusehen, wie Tausende, Zehntausende (die Zahlen dürfen hier gern gesteigert werden!) vertrieben, gefoltert, erschlagen werden?“ Sogar ein Bischof konnte seinerzeit im Tagesspiegel schreiben: „Unsere Ratlosigkeit darf uns nicht zum Nichtstun verleiten.“ Ein junger Offizier im zentralen Kommando bestand damals darauf, dass ohne moralische Interpretation die notwendige Einsatzbereitschaft der Truppe nicht zu erreichen sei. Dieser Interpretationstendenz muss energisch widerstanden werden; sie führt nicht nur zu einer Ver-teufelung einer Seite, sie vernebelt auch die Möglichkeiten einer Kriegsbeendigung (Wer darf mit einem Verbrecher denn verhandeln!). Neutralität ist in solchen Konflikten ein moralisch verwerflicher Verrat, hier darf es nur unbedingtes Zusammenstehen aller geben. Die Kirchen, gerade weil man sie in der Gesellschaft für moralische Instanzen hält (mögen sie sich selber auch anders

verstehen), müssten diesen gefährlichen Zusammenhang von Gewalt und Moral bewusst machen, wenn sie doch die Rechtfertigung des Sünders, der sich ständig moralisch selbst betrügt, lehren. Man darf sich nur nicht von Anschauungen, wie sie auch bei den „amerikanischen Intellektuellen“ begegnen, irremachen lassen, die diejenigen, die eine moralische Interpretation ablehnen und nur Interessenkonflikte zu kennen scheinen, einen kalten Zynismus unterstellen, durch den erst recht keine Selbstverpflichtung und Selbstbindung der Konfliktpartner zu erreichen sei.

Der Zusammenhang von Moral und Gewalt ist auch auf einer ganz

anderen Ebene erkannt und beschrieben worden, nämlich bei der Untersuchung der Frage, ob und wie Gewaltdarstellungen im Fernsehen die Gewaltbereitschaft der Zuschauer steigern oder nicht. Eine Studie der Universität Mannheim, über die der Tagesspiegel am 11. Oktober 1999 berichtete, hat gezeigt, was jeder im Selbstexperiment prüfen kann: Die Schwelle der Gewaltbereitschaft wird gesenkt, wenn die Person(en) in der Geschichte, die erzählt wird, an deren Geschick der Zuschauer Anteil nimmt, deren Ängste er mit erleidet und die offenkundig Unrecht erfährt, am Schluss nicht überlebt, nicht Recht erhält. Dann entsteht im Zuschauer (vor allem wenn sich dergleichen öfter wiederholt) leicht die Bereitschaft, um sich zu schlagen, ganz gleich wen es trifft, um gegen diese maßlose Ungerechtigkeit anzugehen. Dazu fühlt er sich dann moralisch berechtigt.

Auf diesen Zusammenhang äußerst kritisch zu achten, heißt natürlich nicht: Moral wird einfach ausgeblendet. Bei der Analyse der in einem Konflikt zusammentreffenden Interessen kann natürlich auch die jeweilige (also nicht nur die der eigenen Seite) Moral als Gegenstand eines Interesses wahrgenommen werden. Auch die

öffentliche Markierung des Bösen als Böses, auch die Klarstellung eines moralischen Standards kann ein Interesse sein. Aber nur wenn möglichst alle Faktoren, die in einem Konflikt wirksam sind, wahrgenommen werden, kann die Frage seiner Lösung, seiner Begrenzung, die Beschreibung des Zieles eines militärischen Eingreifens usw. einigermaßen durchschaubar und beherrschbar werden.

Nicht um eine Ausblendung der Frage der Moral geht es, sondern um die Überwindung der Vorherrschaft des Moralurteils, das unbeherrschbare Gefühle auslösen kann und so eine genaue Wahrnehmung der Situation und der eigenen Position (Gefahr der Selbsttäuschung!) unmöglich macht.

Also: Gerade angesichts der Asymmetrie der neuen Kriege darf auf die mittelalterliche Lehre vom gerechten Krieg und ihr Verständnis des Krieges als Rechtsakt nicht zurückgegriffen werden, das führt nur zu einer Ergänzung der Asymmetrie auf moralischem Feld und damit zu einer gefährlichen Vernebelung der Kriegsziele, zu heuchlerischem Selbstbetrug, weil man an so vielen Stellen der

Welt wegsieht, wo Menschen umgebracht oder vertrieben werden.

„Für die Friedensethik wird die Kernfrage nicht mehr lauten: Gibt es den gerechten Krieg? Eher schon: Was ist legitime Gewalt. Wie legitimiert sich Gewalt? Wie lässt sich Gewalt vermeiden, verhindern? Auch wenn wir Gewaltprävention künftig ernster nehmen als bisher, bleibt die Aufgabe, die nationalen Gewaltmonopole zu verteidigen und ein internationales aufzubauen, auch wenn die ganz Großen, allen voran die USA, es offenkundig nicht wollen.“ (E. Eppeler, *Weder Krieg noch Frieden*, Zeitzeichen 2001/10, S. 11; vgl. jetzt auch sein Buch: *Vom Gewaltmonopol zum Gewaltmarkt?*, bes. S. 105ff.)

Dr. Christoph Demke
ist Bischof im Ruhestand
und lebt in Berlin.

Und die Welt geht weiter

Claudia Ondracek / Mit einem dumpfen Hall krachen die Schleusen runter. Stille umgibt mich – und die Ahnung, dass da draußen irgendwo ein Sturm tost und eine Sturmflut auf mich zurast. Aber hier, hinter den Schleusen, ist eine seltsame Stille, eine Totenstille. Wie betäubt bin ich, denn die Stille ist nur die Ruhe vor etwas, was ich nicht begreife, noch nicht begreife, vielleicht nie begreifen werde.

Die zwei Polizisten stehen abends plötzlich in meinem Zimmer.

„Sind Sie Claudia Ondracek“, fragen sie ohne Umschweife.

„Ja“, antworte ich.

„Kennen Sie einen Gerhard Ondracek“, fragen sie weiter.

„Klar“, erwidere ich. „Das ist mein Vater!“

„Er hatte einen Unfall.“ Pause. Und in mir geht ein Sturm los: Oh, Gott, Intensivstation. Wo muss ich hin?

„Tödlich.“ Das ist die Sturmflut. Sie kommt aus dem Nichts. Rast auf mich zu. Und da sind die Schleusen, die einfach zukrachen und mich fangen in einer Stille, in einem Raum, wo keine Ruhe ist.

„Wo?“, fragt etwas in mir. Und dann noch: „Wohin muss ich?“ Und dann: „Gehen Sie bitte, sofort.“

In die Stille hinein schreit jemand „Nein!“, das kann nicht sein. Nie und nimmer!

Nicht Dad. Nicht er, ohne den ... Der Jemand verstummt. Der Gedanke des Nie-mehr hat keinen Raum hinter den Schleusen. Nur jenseits der Schleusen, da ist die Sturmflut. Und die erreicht mich nicht. Noch nicht.

Wie schlafen, wenn es draußen tobt und nichts mehr so sein wird,

wie vorher? Wenn man sich verlassen fühlt, von den Menschen und Gott. Wenn etwas in einem die Wüste ahnt, die der Sturm hinterlassen wird und den unsäglichen Durst nach dem was war. Was war?, fragt jemand – und verstummt gleich wieder. Da ist sie wieder, die Sturmflut – und die tost jenseits der Schleusen. Bei mir ist Stille, Totenstille.

Hinter den Schleusen, ist eine seltsame Stille, eine Totenstille.

Und eine Flasche Wein. Ich trinke, um warm zu werden. Um die Stille mit Watte zu füllen. Um das rasende Herz müde zu machen. Um den Jemand an die Wand zu reden: Das kann nicht sein. Das darf nicht sein. Das ist nicht so. Irgendwann schlafe ich, unruhig, gehetzt, betäubt, beklommen in dieser tosenden Stille.

Am Morgen der Gedanke: Da war doch was. Gott, was war da nur? Etwas Wasser sickert durch die Schleusen. Und der Jemand flüstert schon wieder:

Nie wieder. – Nein.

Nie mehr seine Stimme. – Nein, sie ist in mir.

Nie mehr sein Gesicht, sein Lachen, seine Hand. – Nein, er wohnt in mir.

Nie mehr seine Geborgenheit und Liebe. – Nein, sie lebt in mir weiter.

Aber ich glaube mir selbst nicht. Es geht nicht einfach weiter. Die Welt muss stehen bleiben. Das Rad muss rückwärts zu drehen sein. Gott, kannst du es nicht?

Aber es ist Morgen – und die Sturmflut kam gestern Abend. Die Welt dreht sich trotzdem weiter.

Ohne mich. In mir ist Kälte, eisige Kälte, trotz der Sonne. Alles in mir ist eingefroren, festgefroren, steht still. Auch wenn ich mich anziehe, nach Schweinfurt fahre, auf der Polizeistation die Papiere bekomme, den Sarg auswähle, die Unfallärztin aufsuche und höre, dass es wohl ein Sekunden-tod war und er nicht gelitten hat, den Unfallwagen ausräume ...

Da, als ich den Wagen sehe, werden die Schleusen für einen Moment undicht. Auf der Landkarte ist Blut, nur ein paar Tropfen, aber sein Blut – das letzte Lebendige von ihm. Die Karte ist wie ein Heiligtum, etwas aus einer anderen Zeit, denn mit dem gestrigen Abend hat eine neue Zeit begonnen.

Die Zeit mit den Schleusen. Die Zeit der ruhelosen Stille und des Eingefrorenenseins. Und in der finde ich mich nur langsam zurecht. Jeden Tag rinnt etwas Wasser durch die Schleusen. Jeden Tag neu muss ich Schritte wagen, neu spüren lernen, dass eine Leere ist, wo einmal etwas war. Viel war. Ein Teil meines Lebens, meiner Lebendigkeit. Und die Welt dreht sich trotzdem weiter. Und ich mit ihr. Und irgendwann bewege ich mich auch wieder in ihr. Es taut. Tauwetter in der Eiszeit. Ich rieche und lache und höre und fühle.

Wie geht das? Ich weiß es nicht. Es ist so. Es ist ein Geschenk, mitten im Verlassensein von Gott und dem einen Menschen. Ich lasse geschehen, was geschieht. Ich nehme es an, auch wenn ein Raum in mir eingefroren bleibt, die Sturmflut hinter den Schleusen. Verblasst, aber nicht vergessen. Nie.



Labyrinth-Mandala von Chartres (Notre Dame) in Frankreich

Im Mittelalter fand das Symbol, selbstredend christlich interpretiert, Verwendung in Form von groß angelegten Fußbodenmosaiken in europäischen, insbesondere in französischen

Kathedralen sowie zur Illustration klösterlicher Handschriften. Das wohl berühmteste Labyrinth ist das Fußbodenmosaik von Chartres. Seine Nutzung als spirituelles Instrument geht bis in das 13. Jahrhundert zurück. Es wurde als symbolische Reise zum göttlichen „abgelaufen“.



Gloucester, Kathedrale der Hl. Dreifaltigkeit in England

In letzter Zeit wurde diese Form der Meditation wiederbelebt. Wie hier in der Gloucester Kathedral, England wird alljährlich das Chartres Labyrinth auf dem Boden ausgelegt, um den Besuchern einen Meditationslauf zu ermöglichen.



Wie groß der Supermarkt ist

Claudia Ondracek / „Ich will schieben“, ruft Paul und rennt zu den kleinen Einkaufswagen. Papa wirft eine Münze ein – und los geht es. Papa schaut auf seine Liste. Da steht zuerst: Müsli und Salz, Butter und Milch. Sie laufen die Regale entlang. Wie schön bunt alles ist. Paul packt die Sachen in den Wagen. Dann brauchen sie noch Salat und Erdbeeren. Die sucht Paul aus.

Beim Brot ist zum Glück keine lange Schlange. Aber beim Käse schon. Papa muss sich anstellen. Paul läuft die Käsetheke ab. Sechs große Schritte ist sie lang, Paul staunt: Dass es so viel Käse gibt! „Wie lange dauert es denn noch?“, fragt Paul ungeduldig. Papa weiß das auch nicht. Vor ihm stehen noch zwei Leute.

Paul schiebt den Einkaufswagen hin und her. Dass schubst er ihn an. Der Wagen rollt alleine den Gang entlang. Paul läuft hinterher. Und schubst wieder. Das macht Spaß! Zum Glück ist der Gang lang. Er geht sogar um die Ecke. Paul schubst immer weiter. Dann guckt er sich um. Die Käsetheke ist weg. Und Papa auch. Den Gang kennt Paul nicht. Und die vielen Sachen in den Regalen auch nicht.

Die Regale sind furchtbar hoch und Paul findet sie gar nicht mehr so schön bunt wie vorhin. Nur ganz fremd. Wie die Leute. Warum sind das so viele? Da schubst ihn jemand. Paul guckt hoch. „Tut mir Leid, Kleiner!“, sagt eine Frau. Wie groß sie ist! Paul fühlt sich klein und verloren.

Er will weg hier. Paul will nur noch zu Papa! Aber wo ist Papa nur? Plötzlich hört Paul jemanden rufen: „Paul! Paul, wo steckst du?“ Das ist Papa. Keine Frage! „Hier bin ich“, schreit Paul. Da sieht er Papa schon am Ende des Gangs. Paul rennt los – in die ausgestreckten Arme von Papa. Der hält ihn ganz fest. Und das ist schön. Sehr schön!

„Der Einkaufswagen steht da vorne“, sagt Paul. Papa legt den Käse hinein und Paul schiebt den Wagen zur Kasse. Dort legt Paul die Sachen aufs Band. Papa zahlt. Dann räumen sie alles in den Rucksack. Bevor sie den Supermarkt verlassen, nimmt Paul Papas Hand. „Damit ich merke, wenn du nicht hinter mir her kommst“, sagt er.

Bastelecke

Klassisches Labyrinth

Ein Labyrinth ist eine grafische Figur, die nach einer bestimmten Regel konstruiert wird. Die Regel ist einfach – und wer sie kennt, kann leicht ein Labyrinth zeichnen. Zuerst zeichnest du ein Kreuz, darin vier Ecken und darin vier Punkte. Dann werden die Arme des Kreuzes mit den Ecken und Punkten der Reihe nach kreisförmig miteinander verbunden. So entsteht eine verschlungene Figur, die einen Eingang und eine Mitte hat. Vom Eingang zur Mitte führt ein einziger Weg. Er umkreist insgesamt siebenmal die Mitte, ehe er sie erreicht. Dieser Weg hat weder Sackgassen noch Abzweigungen. Es ist ein Weg, auf dem man sich nicht verirren kann.



Lernen ohne Leistungsdruck



Tobias war so fest überzeugt, dass er diesmal alles richtig gerechnet hat. Aber nie steht unter seiner Arbeit „toll“ oder „super!“ – wie bei Alina, seiner Tischnachbarin. Tobias ist traurig, und seine Mutter wird es auch sein.

Jana hat sich mit dem Schreiben so viel Mühe gegeben. Aber die Lehrerin hat mit Rot alle Rechtschreibfehler angestrichen. Wie das Heft jetzt aussieht!

Max hat unter der Hausarbeit wieder ein „Weinemännchen“, weil er die falsche Aufgabe gemacht hat. Da wird Papa wieder meckern.

Alle drei möchten gern gut in der Schule sein, aber immer machen sie etwas falsch. Und ihre Eltern sind traurig oder ärgerlich darüber. Es ist verständlich, dass Eltern sich Sorgen machen, wenn ihr Kind Schwierigkeiten beim Lernen hat und schlechte Beurteilungen nach Hause bringt. Was soll nur später aus ihm werden, wenn es keinen guten Schulabschluss schafft? Da fallen dann schon mal böse Bemerkungen. „Wenn du so weitermachst, dann wird nie was aus dir!“ Ob das dem Selbstvertrauen eines ohnehin zerknitterten Kindes auf die Beine hilft?

„Guck dir mal an, wie sauber das Heft von Anna aussieht!“ Könnte Jana nicht daraus schließen, dass ihre Eltern lieber ein so tolles Kind wie Anna hätten? Tobias, Jana, Max – überhaupt alle Kinder – brauchen Selbstvertrauen, damit sie gut lernen können. Ein Kind, das mit einer schlechten Beurteilung nach Hause kommt, braucht Ermutigung, nicht Ärger oder Strafe.

Sie meinen, Ihr Sohn sei viel zu wurstig, der mache sich überhaupt nichts aus schlechten Leistungen, dem müssten Sie schon mal etwas Dampf machen? Kann es sein, dass er nur so tut, als habe er ein dickes Fell, damit die vielen Enttäuschungen nicht so wehtun?

Wenn Sie mit Ihrem Kind schimpfen, damit es besser rechnet oder nachdenkt, erreichen Sie eher das Gegenteil. Ein Kind, das beim Lernen Angst hat oder aufgeregt ist, hat leicht ein „Brett vor dem Kopf“. Wenn wir Angst haben, wittert unser Körper Gefahr. Durch schnell ins Blut geschüttete Stresshormone macht er

uns bereit zum Wegrennen oder Angreifen. Das ist ein uraltes biologisches Erbe. Der Ge-

dankenfluss im Gehirn wird dann blockiert, denn wir sollen keine Zeit mit Zögern und Nachdenken verlieren. Das ist oft nicht so recht passend. Zumindest in der Schule wäre fixes Nachdenken, wenn man plötzlich aufgerufen wird, sicher besser. Wer aufgeregt ist und Angst hat, etwas Falsches zu sagen, kann aber schlecht denken. Das kennen Sie doch auch. Haben Sie nicht auch schon mal in großer Aufregung Ihre eigene Telefonnummer vergessen, sie erst wieder erinnert, wenn Sie sich beruhigt hatten? Denken und lernen kann jeder Mensch am besten in einer ruhigen, freundlichen, stressfreien Atmosphäre.

Auszug aus dem Elternbrief Nr. 45

Mit freundlicher Genehmigung vom
„Arbeitskreis neue Erziehung“
Boppstrasse 10
10967 Berlin
Elternbriefe bestellen: Tel. 25 90 06 35
oder im Internet unter www.ane.de

Apfelkuchen im Märchenland

Bernd Feuerhelm / Die wilden achtziger Jahre sind vorbei. Am Lausitzer Platz ist wieder Ruhe eingekehrt. Brennende Barrikaden während der 1. Mai-Demonstrationen gibt es kaum noch. Selbst die Anarchokneipe „Pink Panther“, letzter Treffpunkt der Autonomen am Platz, musste einer Cocktailbar weichen. Der Mythos der „freien Republik Kreuzberg“ ist Geschichte. Der Kiez ist nicht mehr Inkarnation des Andersseins – alles und alle sind normal, selbst in ihrer Gegensätzlichkeit. Und das ist vielleicht das

Besondere an Kreuzberg geblieben: Hier leben Menschen mit ganz verschiedenen Lebensentwürfen und aus den unterschiedlichsten Kulturen. So ein Sammelbecken der Farben und Traditionen erfordert viel Toleranz. Und das leben die Menschen hier.



Vor hundert Jahren,
Lausitzer Platz 12

In den fünfziger Jahren gab es am Lausitzer Platz an die zehn Gaststätten. Ein Drittel davon waren Schwulen- und Lesbenkneipen. Das prägte den Kiez und gab ihm seinen eigenen Flair.

Warum trafen sich die Schwulen und Lesben gerade in Kreuzberg? Das Anderssein hatte hier Raum, wenn auch nur hinter den geschlossenen Kneipentüren. Die Vielfalt schuf Anonymität und das ständige Kommen und Gehen, Zuziehen und Wegziehen tat das seine. Nach außen versteckten sich die Schwulen und Lesben in den prüden fünfziger und

sechziger Jahren meist hinter einer Maske der Bürgerlichkeit. Aber in den Kneipen ließen sie sie fallen, hier fühlten sie sich sicher und frei – eine geheimnisvolle Atmosphäre der Lust und Exotik entstand.

Ein Lokal, das diese Atmosphäre am besten widerspiegelt, war das Café Märchenland am Lausitzer Platz 12. Seit Mitte der zwanziger Jahre bis 1965 wurde es von dem Ehepaar Anton und Hilly Kielreuter bewirtschaftet. Hier trafen sich Schwule und Lesben, aber auch Otto-Normalverbraucher, wie meine Mutter und ich. In meinen Kindheitstagen drückte ich mir immer wieder meine Nase an den wundervollen Tiefseeaquarienplatt, die der naturliebende Wirt an die Wände gehängt hatte. Stundenlang hätte ich all die bunten Fische anstarren können. Und regelmäßig riss mich die Stimme meiner Mutter aus meiner Versunkenheit. Der Kakao war schon längst kalt und der Apfelkuchen wartete darauf, gegessen zu werden.

Das Café Märchenland war mein Tausendundeinenacht – verwunschen, exotisch und voller Geheimnisse. Und das lag nicht zuletzt auch am Publikum, denn das Café war ein Treffpunkt von Menschen aller Couleur, vor allem in der Nazizeit. Denn während die Nazis rund um den Platz alles Schwule Leben systematisch verfolgten, schipperte das Café Märchenland wie die Arche Noah durch das stürmische Wasser. Warum es verschont blieb? Wohl gerade deshalb, weil die Kielreuters Randgruppen und Normalbürger unter einem Dach zusammenbrachten. Das be-



lausitzer Platz 12 heute

wahrte sie vor der Denunziation.

In den siebziger Jahren etablierte sich dann in dem Räumen am Lausitzer Platz 12 das linke Studentencafé April und in den achtziger Jahren das „Café V“ (das V steht für vegetarisch). Es wurde zu einem schwul-lesbischen Treffpunkt – eine Tradition, die bis heute währt.

„Die Geschichte des Café Märchenland (und seiner Nachfolger) ist wohl einzigartig für die lesbischschwule Gastronomie“, sagt Jens Dobler vom Kreuzbergmuseum. Er wohnt seit 1987 in Kreuzberg und recherchiert schon jahrelang in Archiven, Polizeiakten und befragt Zeitzeugen, besonders zu der Weimarer und Nazizeit. In der ab dem 24. Mai zu sehenden Ausstellung „Von anderen Ufern – Geschichten der Lesben und Schwulen in Kreuzberg und Friedrichshain“ will Jens Dobler zeigen, was die Nazis alles zerstört haben – und was Intoleranz bewirkt.

Von anderen Ufern – Geschichten der Lesben und Schwulen in Kreuzberg und Friedrichshain
24. Mai bis 31. August 2003
Kreuzberg Museum
Adalbertstr. 95 a
Geöffnet: Mittwoch bis Sonntag
12.00 – 18.00 Uhr

...dann mach ich eben Schluss!

Wege aus der Schuldenfalle

Heike Krohn / Interview mit Karin Lindner, Sozialpädagogin und Beraterin im bundesweiten Projekt „Initiative für bürgschaftsgeschädigte Frauen.“

Wann kommen die Leute zu Euch?

Einige Frauen haben sich gerade von ihrem Mann getrennt und wollen nun auch aus einer Ehebürgschaft raus. Wir müssen dann leider sagen, dass die Trennung allein für die Bank kein Entlassungsgrund ist. Andere Frauen werden aus einer Bürgschaft bereits 20 Jahre in Anspruch genommen. Der Gerichtsvollzieher ist ein- und ausgegangen, sie haben mehrere Offenbarungseide geleistet, das Haus ist weg. Die wollen endlich mal raus kommen aus der Geschichte. Nur in ganz seltenen Fällen wenden sich die Frauen vor Unterschriftsleistung an uns. Das ist natürlich der beste Zeitpunkt, um eine drohende Verschuldung zu verhindern.

Wer kommt zu euch?

Eine Frau hat sich zum Beispiel an uns gewandt, als die Bank sie in Anspruch genommen hat – ein ganz guter Zeitpunkt, weil es noch genug Zeit für Verhandlungen gibt. Sie hatte zusammen mit ihrem Mann für den Sohn gebürgt. In diesem Fall brauchte der Sohn hohe Kredite, um ein Fuhrunternehmen zu gründen. Die Eltern belasteten dafür ihre beiden Häuser mit Grundschulden. Das Geschäft des Sohnes ging pleite, seine Ehe in die Brüche. Zu allem Unglück starb auch noch der Vater und der Sohn kam ins Gefängnis. Die Mutter ist jetzt Ende 60 und hat nur eine kleine Rente. Es kommt übrigens häufig vor, dass sich Eltern für ihre Kinder völlig verschulden und dann im Alter arm sind.

Was kann sie jetzt tun?

Sie hat leider keine andere Wahl, als die Häuser, darunter ihr Elternhaus, zu verkaufen. Sie zieht jetzt in eine Wohnung in einen anderen Ort und muss noch einmal ganz von vorne anfangen.

Wie hat sie das verkraftet?

Vielleicht hat sie es ein bisschen einfacher, weil sie aufgrund ihrer schlechten Gesundheit ohnehin unsicher war, ob sie weiter in dem Haus leben kann. Eine andere Frau dagegen sagte mir: „Wenn ich aus meinem Haus raus muss, nehme ich mir das Leben.“ Es ist sehr unterschiedlich, woran die Leute ihr Herz hängen. Sie können sich ein anderes Leben oft gar nicht vorstellen. In den meisten Fällen ist es ja so, dass nicht nur die Schulden ein Problem sind. Rund 85 Prozent der Frauen sind geschieden oder haben die Scheidung noch vor sich. Bei vielen ist alles gleichzeitig weggebrochen, worauf sie ihr Leben bisher gebaut haben. Das Geschäft geht Pleite, die Trennung vom Partner und finanziell kommen sie durch die Bürgschaft in eine Krise.

Woran, denkst Du, liegt es, dass die Menschen so unterschiedlich damit umgehen?

Ich glaube, es liegt an der Art, wie sie bisher gelebt haben und welche anderen Werte in ihrem Leben von Bedeutung waren. Und wenn ich die Frauen länger begleite, kommen wir oft auf die Frage, was dem Leben Sinn gibt. Einige sagen auch: „Bisher haben wir nur geackert im Geschäft und im Haus, mein Mann und ich haben uns nie unterhalten können, es ging ja immer nur um Geld und Finanzen und jetzt ist alles weg.“ Manche können das aber auch als Chance begreifen.

Gibt es auch ein „Zuspät“, wenn man erst einmal in der Schuldenfalle sitzt?

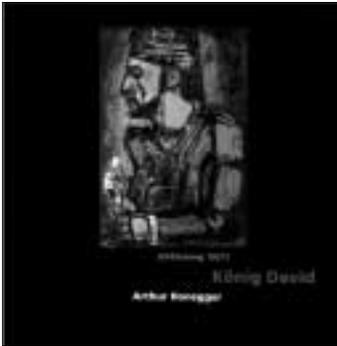
Wenn es um Ehebürgschaften geht, erleben wir oft, dass viele Paare den Zeitpunkt verpassen, sich noch in Ruhe und Frieden auseinanderzudecken zu können. Meist war der Mann für das Geld zuständig und die Frau war froh, dass sie sich da raushalten konnte. Aber wenn sie sich trennen, haben die Frauen oft nicht die einfachsten Dokumente in der Hand. Aber für ein Gespräch mit den Banken oder den Gläubigern ist es nie zu spät. Da findet man immer noch einen Weg.

Wie leben die Leute mit dem Schuldenberg?

Viele leben in Angst vor dem, was kommen wird. Sie gönnen sich gar nichts mehr, weil sie nicht wissen, wie viel sie ausgeben dürfen, laden nicht mehr gerne Gäste ein. Vielleicht können sie sich auch gar nicht mehr in ihrem früheren Freundeskreis bewegen, weil dort Geldausgeben eine große Rolle spielte. Bei vielen Frauen ist es auch so, dass oft nicht mal in der Verwandtschaft darüber gesprochen wird. Da schämt man sich einfach, dass man mit dem Geld nicht klar kommt. Mitunter sprechen sie mit niemanden darüber.

Was gibt den Frauen Hoffnung in solch einer Situation?

Bei Frauen, die Kinder haben, ist es der Wunsch, die Probleme zu meistern und den Kindern nicht nur zu vermitteln, dass sie nicht klar kommen. Wenn sie beginnen mit ihren Problemen offen umzugehen, machen sie die Erfahrung, dass ihnen aus unerwarteter Richtung Hilfe zu kommt.



Arthur Honegger:
König David (Urfassung 1921)
Ölberg-Chor, Ltg. Ingo Schulz.
musik art ma2
EUR 7,-

„Warum wird dieses Werk hier empfohlen, für Passion und Ostern?“ mag sich manch einer fragen. Die Antwort ist eine persönliche: Weil diese Geschichte des legendären König David mir wie eine Passion vorkommt. Und wenn am Ende dieser Lebensgeschichte die Musik zu Davids Tod erklingt – „Gott verheißt, es wird kommen der Tag [...]“, dann ist in diesem Ende ein neuer Anfang, eine Erlösung angekündigt, die ein ebenso tiefes Hoffen, wie das Osterversprechen offenbart.

König David, ein Auftragswerk für eine Bühnenmusik, machte den damals 29-jährigen Honegger mit einem Schlag berühmt. Die Bühnenmusik wurde vom Komponisten später zu einem Oratorium umgearbeitet und dabei neu instrumentiert. Mir aber ist die Musik in der herben klanglichen Urfassung mit Blasinstrumenten, Klavier, Orgel und Schlagzeug am liebsten – und in deutscher Sprache. Bei aller Liebe zu „originalen“ Aufführungen brauche ich hier den gut verständlichen deutschen Text, um die Spannung dieses Werkes komplett zu erfassen.

Die Kleingliedrigkeit des Werkes (die meisten Nummern dauern nur ein bis zwei Minuten!) und der teilweise an Hollywood erinnernde Klang der Musik machen auch einem „Neue-Musik-Anfänger“ den Einstieg relativ leicht.

Und weil es einfach keine andere Aufnahme in meiner Lieblingsfassung gibt, kann ich nur die Aufnahme des Ölberg-Chores empfehlen!

Gustav Mahler (1860-1911):
Symphonie Nr. 2 c-Moll,
„Auferstehung“
Neu erschienen unter
„Decca Legends“:
Cotrubas, Ludwig, Wien PO,
Mehta. Decca, EUR 10,99

Wohl eher etwas für den ein klein wenig erfahrenen Klassik-Hörer. Eine geballte Ladung Romantik, die Ruhe und Konzentration verlangt. Stellen Sie sich einen guten Platz und geben Sie sich den teilweise apokalyptischen Klängen hin. Mit dem Konzertführer in der Hand werden Sie dann sogar den „Rufer in der Wüste“ hören. Aber es geht auch ohne das: Denn wenn irgendwann aus dem größten Lärm heraus Christa Ludwig zart zu singen beginnt „Der Mensch lebt in tiefster Not ...“, spätestens dann ist die Gänse-



haut garantiert. Wer dann noch die Muße aufbringt, den letzten Satz mit Klopstocks vom Pianissimo bis zum äußersten Fortissimo vertontem Gedicht „Auferstehn, ja Auferstehn“ zu hören, hat gewonnen. Was? Das kann ich schwer beschreiben. Der Romantiker hätte vielleicht gesagt „eine befreite Brust“.

Wenn Mahler sein Anliegen, den Menschen durch seine Musik zu läutern, je erreicht hat, dann hier. Noch immer denke ich an die Aufführung, die ich vor Jahren in der Berliner Philharmonie hören konnte. Wegen Geldmangel saß ich unerlaubt auf den Stufen in Block B und lag am Ende heulend in den Armen meiner damaligen Freundin (der es nicht anders erging). Verständnis für diesen Ausbruch brachten die wenigsten um mich herum auf.

Mein Lieblings-Aufnahme ist neu erschienen unter „Decca Legends“(!)



Collegium vocale und Orchestre de la Chapelle Royale, Ltg. Philippe Herreweghe. harmonia mundi, ca. EUR 35,-

Ölberg-Chor, Ltg. Ingo Schulz. musik art ma3, EUR 10,-

Altbekannt und immer wieder genial, das bleibt dieses Werk. Für mich Bachs größte Passion, die in ihrem „jugendlichen Leichtsinn“ und in ihrer Unmittelbarkeit eine unglaubliche Spannung erzeugt. Wahrscheinlich schrieb der 39-jährige Bach die Johannes-Passion in nur sechs Wochen. Vom ersten Ton an steht über dem Leiden Christi der Sieg. Bis auf wenige Momente bei der Schilderung der Kreuzigung gibt es keinen Ton, der nicht nach Erlösung klingt. Ein kraftvolles, hymnisches Werk, das immer wieder bewegt. Und wenn nach dem großen Schlusschor „Ruht wohl, ihr heiligen Gebeine, die ich nun weiter nicht beweine“ noch die persönliche Hymne „Ach Herr, lass dein lieb Engelein am letzten End die Seele mein in Abrahams Schoß tragen“ erklingt, gelingt Bach etwas, was 150 Jahre später Gustav Mahlers höchstes Ziel war: Er hat mich im tiefsten Inneren erreicht.



Franz Schmidt (1874-1939):
Das Buch mit den sieben Siegeln
Schreier, Holl, Greenberg, Watkinson,
Moser, ORF SO, Zagrosek. Orfeo,
EUR 33,99

„Wenn es meiner Vertonung gelingt, diese beispiellose Dichtung, deren Aktualität jetzt, nach achtzehneinhalbhundert Jahren, so groß ist wie am ersten Tage, dem Hörer von heute innerlich nahezubringen, dann wird dies mein schönster Lohn sein“, schreibt Franz Schmidt anlässlich der Uraufführung dieses gewaltigen Werkes im Juni 1938. An die Herausforderung, die Apokalypse des Johannes vollständig zu vertonen, hatte sich noch kein Komponist gewagt, und auch nach Schmidt ist niemand mehr diesen Weg gegangen. Entstanden ist das Oratorium für Soli, Chor, Orgel und Orchester zwischen 1935 und 1937. Es ist das größte Werk dieses ansonsten eher vergessenen Komponisten, der durch die weltpolitische Lage und sein eigenes herannahendes Ende zu dieser Arbeit gedrängt wurde. In genialer Art und Weise sind hier die kraftvollen Worte des Johannes vertont. Lautmalerisch werden die großen Katastrophen geschildert, die am Ende in das unendlich scheinende, sich immer weiter steigende „Halleluja“ der Engel münden. Doch ganz zum Schluss tritt noch einmal Johannes auf, mit der gleichen kraftvollen, aber nicht ganz so gewaltigen Musik des Anfangs – ein genialer Schachzug, um einen allzu pompösen Schluss zu vermeiden.

Bleibt ein Wermutstropfen: Schmidt hat den Auftrag für die Kantate „Deutsche Auferstehung“, die er sofort nach der Uraufführung des „Buches mit den sieben Siegeln“ von den Nazis bekam, nicht abgelehnt, sondern mit Skizzen begonnen. Ob er das Werk wirklich schreiben oder nur im Wissen um seinen baldigen Tod seine Ruhe haben wollte, wir wissen es nicht. Die Kantate wurde von einem Schüler Schmidts vollendet und unter Schmidts Namen aufgeführt und trug dazu bei, Franz Schmidt lange Zeit politisch zu diskreditieren. Zu Unrecht.

Maurice Duruflé (1902-1986):
Requiem

Ölberg-Chor, Ltg. Ingo Schulz.
musik art ma2,
EUR 7,-

NAXOS 8.553196 (Preis?, NAXOS ist aber grundsätzlich sehr günstig)

Dieses großartige Werk von Duruflé hat seine Wurzeln in dem von Gabriel Fauré zwischen 1887 und 1900 komponierten Requiem, das zu den beliebtesten Vertonungen dieser Gattung zählt. Mit seiner persönlichen Entscheidung, eine „elegante, raffinierte Kirchenmusik des schönen Scheins“ zu schaffen, hat Fauré in Frankreich eine eigene Tradition von Requiem-Vertonungen begründet.



Duruflé greift die besondere Stimmung der Fauréschen Vertonung auf und intensiviert sie noch. Anders als seine Vorgänger schließt Duruflé die alten gregorianischen Melodien der Totenmesse auf geniale Weise in sein Werk ein. Sie wirken ein wenig archaisch und führen zu einer Objektivierung, nehmen eine allzu persönlichen Sensibilität, die Fauré in sein Requiem einführte, wieder zurück. Das 1947 vollendete Meisterwerk liegt in drei Fassungen vor: großes Orchester, Orgel solo, Orgel und Kammerorchester (Streicher, Trompeten, Harfe, Pauken). Diese letzte Fassung von 1961 ist mein Favorit.



Krzysztof Penderecki (*1933):
Lukas-Passion

Hirzel, Le Roux, Courtis, Jung, WDR
Rundfunkchor Köln, NDR Chor, Orchester
Beethovenhalle Bonn, Soustrot
MDG, EUR 17,99

Der 30. März 1966 war der Tag, an dem aus dem eher unbekanntem Preisträger einiger Kompositionswettbewerbe der berühmte Komponist Penderecki wurde. Die Uraufführung seiner Lukas-Passion im Dom zu Münster machte den damals 32-jährigen weltberühmt. Bestürzung war damals auf vielen Gesichtern zu sehen, Bestürzung über den musikalischen Umgang mit dem Lukas-Text, Bestürzung über die unmittelbare Wirkung des Werkes. Am Tag danach konnte man in den meisten Tageszeitungen Europas den Eindruck gewinnen, die jeweiligen Kritiker hätten einem epochalen Ereignis beige-wohnt.

Sprecher, Solisten, drei Chöre, Knabenchor, Orgel und großes Orchester dienen Penderecki dazu, in einer knappen Stunde den Passionstext des Evangelisten Lukas in lateinischer Übersetzung auf nie zuvor gehörte Weise umzusetzen. Wenn Jesus durch die Straßen gehetzt, angeschrien und angespuckt wird, hier ist es wirklich in Musik zu hören.

Durch eine für die ganze Werkstruktur wichtige Einbeziehung der Tonfolge b-a-c-h hat Penderecki dem großen Meister und seinen beiden großen Passionen (Johannes und Matthäus) eine tiefe Referenz erwiesen. Mit Bach verbindet ihn auch der tiefe Glaube („Ich bin ein linksgläubiger Katholik“), der es ihm unmöglich macht, diese Passion in Zerstörung und Trauer enden zu lassen. Der groß angelegte Schlusschor mündet in „In manus tuas commendo spiritum meum: redemisti me, Domine Deus veritatis“ (In Deine Hände befehle ich meinen Geist: Du hast mich erlöst, Herr, Du getreuer Gott). Die Worte „Deus veritatis“ erklingen fortissimo in strahlendem E-Dur – ein unglaublicher Effekt nach fast 60 Minuten dissonanter Klänge. Eine sehr eindrückliche CD für den Karfreitag!

Jenseits der Hoffnung

Dorothea Weltecke / Unbestimmte Traurigkeit, tiefe Niedergeschlagenheit, Verdrossenheit, Melancholie, Depression – tagsüber hängen die Wolken tief und lasten auf den nebelnassen Häusern; nachts rollt ein fahler, runder Mond hinter den kahlen Bäumen und den unablässig rauchenden Fabrikschornsteinen über den neonerleuchteten Himmel der Stadt. Freude scheint auf immer versickert. Das Gesicht wird ausdruckslos und blass, die Stimme tonlos. Manche geben den Kampf auf, versteinern. Sie warten teilnahmslos auf den Tod oder gehen ihn selbst suchen. Das ist der dunkelste Winkel des Lebens.

Die Marxisten verdamnten die Melancholie als Zeichen bürgerlicher Dekadenz. Andere haben sie gefeiert. Sie wurde geradezu zu einem Symbol der modernen Welt. Intellektuelle glaubten, das Irrewerden an der Welt als kritisches Potenzial nutzen zu können. Der moderne Mensch, der sich seiner selbst bewusst wurde, schien zugleich derjenige zu sein, der sich keine geordnete, sinnvolle Welt mehr vorgaukeln ließ, auch nicht „das Eiapopeia vom Himmel, / Womit man einlullt, wenn es greint, / Das Volk, den großen Lümmel“ wie



Albrecht Dürer, „Die Melancholie“ (1514)

Heinrich Heine es ausdrückte. Sie kritisierten eine Vergangenheit, in der die „Orthodoxie“ diese Klarsicht als Sünde verdammt hätte. Tatsächlich wurden seit dem 13. Jahrhundert Zweifel an der kirchlichen Lehre immer häufiger mit Gewalt geahndet. Warum diese autoritäre Gewalt zunahm, ist eine komplizierte Frage. Melancholie wurde allerdings sehr viel einfühlsamer behandelt, als man erwarten sollte. Man fasste sie als eine körperliche und seelische Störung auf, die man physisch und psychisch behandelte.

Musik, Licht, frische Luft und

Handarbeit sollten zusätzlich helfen. Mit ihrer Aufwertung der Melancholie zu einer Weltkenntnis höherer Ordnung versicherten sich die modernen Intellektuellen ihrer Fortschrittlichkeit. Glauben erschien ihnen als der Versuch, einen Sinn in das sinnlose Leben zu bringen, als ein wohlfeiles Gegenmittel gegen Erkenntnis. Aber Glauben ist eher eine Zumutung als ein Tranquilizer. So produktiv das Leiden an und das Befragen der Wirklichkeit ist, so wenig ist es eine Errungenschaft der modernen Welt. Scharfe Gegenwarts kritik an so-

zialen Zuständen hat es auch vorher gegeben. Nicht wenige dieser Kritiker wurden sogar heilig gesprochen. Wo die Grenzen zwischen Heiligkeit und Abwechslertum lagen, war allerdings nicht immer vorhersehbar.

Eine der Ursachen dieser wiederkehrenden Rufe nach gesellschaftlicher und religiöser Reform waren jedenfalls nicht zuletzt die Normen und Zusagen der Religion selbst. Gott versprach Errettung aus der Not und den Sieg über die Feinde; so sang man es mit den Psalmen in der Kirche. Der Besuch war Pflicht, seitdem das Christentum Staatsreligion gewor-



E. v. Steinle, Melancholie (1876)

den war. Die Menschen ihrerseits sollten bestimmte Regeln als Richtschnur ihres sozialen Verhaltens ergreifen. Von diesen Regeln wurden im Laufe des Mittelalters immer mehr Menschen betroffen, schließlich auch die Handwerker, Händler und Bauern in den Städten und auf dem Land. Im Licht dieser Kenntnisse konnte die Welt sehr fragwürdig werden, die globalen Verhältnisse wie das Zusammenleben. Und diese Kritik wurde etwa um 1100 mit einer Vehemenz geäußert, die sich die Autoritäten von heute verbitten würden. An der Erkenntnis der eigenen Verantwortung entfalteten sich die größten Sorgen. Kaufleute begannen am Ende ihres Lebens an Gewissensbissen zu leiden, sollten sie mehr als üblich betrogen haben. Man erdachte extremste Situationen, um zu prüfen, ob es für Gott unverzeihliche Vergehen geben könnte – wie die Vergehen des Mannes, der aus der Liebesbeziehung zwischen einem Bruder und einer Schwester hervorging und der wiederum seine eigene Mutter heiratete: Man kam zu dem Schluss, dass der Reumütige immer mit dem Verzeihen Gottes rechnen konnte. So erzählt es im 12. Jahrhundert der Dichter Hartmann von Aue in seinem Roman über

diesen Mann. Um seinen Punkt zu unterstreichen, ließ er ihn nach seiner 17 Jahre dauernden Buße Papst Gregorius werden. Ersetzen wir den Inzest durch den jugendlichen Wehrmachtsangehörigen, der auf wehrlose Menschen schoss und den diese Schuld stets als Lebenslast begleitet hat, dann wird spürbar, wie radikal diese Ansicht ist. An diesen unerschöpflichen Willen und das Vermögen zur Vergebung nicht mehr zu glauben, führte aus der Sicht des Mittelalters zum Verlust des Lebenswillens und damit der Hoffnung. Lateinisch übersetzt heißt das „Desperatio“. Man nahm an, dass sie zum Selbstmord führte. Eine ihrer Ursachen konnte die Melancholie sein.

Versteht man Melancholie als Depression, treffen sich moderne und

mittelalterliche Einschätzungen. Depression gilt, wie im Mittelalter die Melancholie, als Krankheit. Moderne Theologen gehen davon aus, dass Depression nicht zum Glauben führt und ihn auch nicht vertieft. Fachlexika weisen deshalb Pfarrer und Priester an, große Feinfühligkeit walten zu lassen. Der Psychotherapeut Alexander Lowens definierte Depression geradezu als die Abwesenheit von Glauben. Dabei verstand er Glauben nicht als eine austauschbare Weltanschauung, sondern als einen körperlich und geistig erfahrenen Mut zum Leben in voller Klarsicht. Wer der Depression verfällt, ist weder angenehm schwermütig noch besonders hell-sichtig. Sondern er verliert diesen Mut. Und kein „Eiapopeia vom Himmel“ kann ihn wieder zurückbringen.



J. H. Füssli, Nachtmahr (1802)

Naturoase für Kinder und Eltern

Eltern-Kind-Initiative zur Rettung des Pauli für die öffentliche Nutzung

paternoster: Was darf man sich unter einer Eltern-Kind-Oase vorstellen?

Anja Hable: Eine Naturoase mitten in der Stadt, ein Ort an dem man sich trifft, an dem die Kinder toben dürfen, an dem Eltern plaudern, Tipps austauschen, ein Platz wo man sich entspannen kann.

paternoster: Kann das Pauli so ein Ort sein?

Anja Hable: Das Pauli hatte sich bereits zu so einem Ort entwickelt. Für viele Eltern mit Kleinkindern ist das Pauli „die Rettung“. Den Görli kann man gut durchqueren, man kann im Kinderbauernhof Station machen, aber es gibt kaum Orte für kleine Kinder zum Spielen und Verweilen, der Dreck, die Hunde und der Massenbetrieb lassen einen bald weiterziehen.

paternoster: Wie kam es zu der Eltern-Initiative „Pauli Eltern-Kind-Oase“?

Anja Hable: Sie ist aus einem Schock geboren. Wir haben uns nicht vorstellen können, dass der Bezirk das Pauli tatsächlich schließen würde. Wir mussten erst die verschlossene Tür vor Augen haben, um loszulegen.

paternoster: Was zeichnet euer Konzept aus?

Anja Hable: Wir knüpfen an den gewachsenen Strukturen auf dem Gelände an. Schon jetzt gibt es ein reges Leben auf dem Gelände. Es existiert eine gute soziale Mischung, man begegnet sich mit freundlicher Gelassenheit und Toleranz, was ja nicht an allen Orten in Kreuzberg der Fall ist. Schon jetzt kommen die Leute mit Thermoskannen und Esspaketen zum Pauli, schon jetzt verabreden sich Kinder- und Elterngruppen auf dem Gelände. Diese Ansätze wollen wir weiterentwickeln und fördern. Ein Café mit kleinem und kostengünstigem Angebot wäre sicher gefragt, die Öffnung der Räume für Veranstaltungen und Kursangebote gehört in unser Konzept. Damit werden wir Menschen an das Pauli binden, die auch Verantwortung übernehmen und gleichzeitig kommt ein wenig Geld in die Kasse, um dem Projekt die nötigen Finanzen zu sichern.

paternoster: Ein Verein möchte das Pauli gern übernehmen, um dort seinen Kinderhort unterzubringen. Er will dafür sorgen, dass das Gelände während des Hortbetriebs frei zugänglich ist. Wie lautet euer Angebot?

Anja Hable: Wir wollen dafür sorgen, dass das Gelände jeden Tag, von 10 bis 19 Uhr offen ist (Samstags von 12 bis 19 Uhr), nur das Café soll am Montag geschlossen haben. Die Vorstellung das Pauli in die Selbstverwaltung zu nehmen, hat bei Eltern und Besuchern viel Unternehmungsgeist frei gesetzt. Es könnte vielleicht sogar sein, dass es nach der Katastrophenmeldung von der Schließung des Pauli mehr Pauli gibt als zuvor.

paternoster: Gibt es Widerstände?

Anja Hable: Die Hortkinder wären sicher enttäuscht, wenn sie nicht hierher umziehen können. Aber das Gelände wird ihnen nicht verloren gehen und wir garantieren sogar, dass ihnen diese Spieloase auch am Wochenende offen stehen wird, das wird sie vielleicht trösten. Und dann gibt es da noch den Vorwurf, unser Konzept wäre zu kommerziell. Das aber ist Unsinn. Gewinn ist hier nicht zu erwarten. Wir sind schon froh, wenn die Finanzbasis ausgeglichen ist, denn auf große Zuwendungen von der Stadt, ist kaum noch zu hoffen. Wichtig ist jetzt, dass sich viele Eltern und Kitas hinter uns stellen, damit das Konzept die nötige Rückenstärkung erfährt. Bis jetzt ist die Resonanz sehr positiv, wir brauchen aber noch mehr Anmeldungen. (z.B. unter www.Eltern-Kind-Oase.de oder direkt bei uns)

paternoster: Die Naturoase Pauli trägt die Handschrift von Uli Godejohann. Wird er das Gelände gärtnerisch weiter betreuen?

Anja Hable: Es gibt die Zusage, dass Uli weiter machen möchte und interessierte Eltern und Kinder anleiten möchte, die Anlage Pauli weiter zu entwickeln.



Jörg Machel führte das Gespräch für den paternoster

Rekrutierung im Stadtpark...

„Was würden Sie tun, wenn Sie sehen, wie eine Frau im Stadtpark vergewaltigt wird?“ Ich [der Autor, Redaktion] antwortete damals sinngemäß: „Gleich dreierlei. 1.) Ich habe noch nie gesehen, wie eine Frau vergewaltigt wird, außer in Kriminalfilmen vor allem des amerikanischen Kinos, einer Mischung aus puritanischer Triebunterdrückung und sadistischen Strafphantasien. In jedem Fall wäre jemand, der eine Frau vergewaltigt, ein armes Schwein; ein solcher Mensch steckt voller Probleme; er verdient nicht, dass man ihn tötet; ein Polizist, der es dennoch täte, handelte nur aus Hilflosigkeit, er exekutierte keine höhere Gerechtigkeit. 2.) Ihre Fragestellung geht von einer Ausnahme aus, deren Möglichkeit ich nicht leugne; doch die Folgerung, auf die Sie hinaus wollen, macht aus der Ausnahme den Regelfall – ein logischer Salto mortale. Und wenn Ihnen Logik schon egal ist: ihr logischer Fehlschluss dreht die gesamte Welt auf den Kopf und macht sie zu einem paranoischen Horrorszenario, in dem jeder, am besten mit dem Colt unterm Kopfkissen, sich hüten muss vor dem Menschen an seiner Seite. In meinen Augen lebt das Militär von einer permanenten Angst, es könnte einem angetan werden, was man selbst trainiert, um es noch frühzeitiger, grausamer und „effizienter“ anderen anzutun. Wohlgemerkt: Polizei und Militär sind keinesfalls dasselbe. Ihr Beispiel aber, als Prinzip gesetzt, erklärt den Menschen für böse“, und es macht damit die Menschen, selbst die gutwilligen, wirklich böse. Die Widerlegung von Vergewaltigung ist nicht Gewalt, sondern Liebe. Wie überliebt man die Sexualangst eines „Triebtäters“? Ich glaube, die „Ausschaltung“ eines „Kriminellen“ ist nicht identisch mit der Verringerung der Kriminalität. Und 3.) Das Militär, der Wehrdienst, besteht in nichts anderem, als im Kampf gegen die (internationale wie innenpolitische) Kriminalität das Kriminelle im Menschen selber zu aktivieren, zu instruieren und zu instrumentalisieren. So aber wird man es nicht los, so verewigt man es. Es ist möglich, dass man ein Buschfeuer lokal bekämpft, indem man Feuer legt; aber das gilt doch nur, wenn man nicht weiter weiß. Feuer löscht man nicht mit Feuer, sondern mit Wasser. Hass überwindet man mit Güte, wenn Sie verstehen, was ich meine. Im Übrigen: das, was die Soldateska tut, besteht nicht darin, dass sie eine Frau beschützt, die im Stadtpark vergewaltigt zu werden „droht“; was sie tut, besteht bildlich gesprochen darin, in das Haus dessen einzudringen, den man für den Täter hält oder erklärt, um dessen Frau dazwischen zu nehmen, seine Kinder mit Benzin zu übergießen und ein Streichholz anzuzünden und hernach eine Siegesparade abzuhalten, bei der man verkündet, tapfer das Gute gegen das Böse verteidigt zu haben. Ich schwöre Ihnen, ich werde dieser Pose der bürgerlichen Verantwortung niemals zustimmen.“

aus: Eugen Drewermann, Krieg ist Krankheit, keine Lösung. Eine neue Basis für den Frieden, Verlag Herder, Freiburg 2002

paternoster

Die Zeitschrift der Evangelischen Emmaus-Ölberg-Gemeinde
7. Jahrgang Nr. 1

Herausgeber im Sinne des Presserechts ist der Gemeindekirchenrat der Emmaus-Ölberg-Gemeinde

Redaktion:

Bernd Feuerhelm,
Agnes Gaertner, Heike Krohn,
Jörg Machel, Claudia Ondracek,
Ingo Schulz, Dorothea Weltecke

Umschlag:

Angelika Tübke
ira von 1966

Redaktionsanschrift:

Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin

Satz und Layout:

Kristin Huckauf,
Jörg Machel, Ingo Schulz

Druck: Trigger®

(Umweltmanagement gemäß
EG-Öko-Audit-Verordnung)
gedruckt auf Recymago

Adressen und Rufnummern der Emmaus-Ölberg-Gemeinde:

Emmaus-Kirche
Lausitzer Platz 8a, 10997 Berlin
Tel.: 030/ 61 69 31-0, Fax -21
gemeinde@emmaus.de

Öffnungszeiten der Küsterei:

Mo, Do, Fr 9-13 Uhr,
Di 13-17 Uhr, Mi geschlossen

Ölberg-Kirche

Lausitzer Straße 28/Ecke Paul-
Lincke-Ufer, 10999 Berlin

Emmaus-Ölberg Kita

Lausitzer Straße 29-30,
10999 Berlin, Tel.: 61 69 32-17

Emmaus-Kirchhof

Hermannstr. 133, 12051 Berlin,
Tel.: 626 24 35

Pfarrer Jörg Machel

Lausitzer Straße 30, 10999 Berlin,
Tel.: 61 69 32-15
joerg.machel@emmaus.de

Internet:

<http://www.emmaus.de>

Spendenkonto

Berliner Bank AG
(BLZ 100 200 00),
Konto 47 03 240 501
KVA/Emmaus/paternoster

Unser Themenheft zum Ökumenischen Kirchentag:

Den Sterbenden ein Segen sein

Hinweis:

Die namentlich gezeichneten Artikel entsprechen nicht
in jedem Fall der Meinung der Redaktion.

QUO VADIS?

Die Philosophie wird keine unmittelbare Veränderung des jetzigen Weltzustandes bewirken können. Dies gilt nicht nur von der Philosophie, sondern von allem bloß menschlichen Sinnen und Trachten.



Nur noch ein Gott kann uns retten. Uns bleibt die einzige Möglichkeit, im Denken und im Dichten eine Bereitschaft vorzubereiten für die Erscheinung des Gottes im Untergang; dass wir im Angesicht des abwesenden Gottes untergehen.

Martin Heidegger
(in einem SPIEGEL-Gespräch von 1966)

DEUTSCHE POST AG
ENTGELT BEZAHLT
10997 BERLIN

Möchten Sie den paternoster
regelmäßig per Post erhalten?
Hier könnte Ihre Anschrift stehen!

Aktuelle Termine sind nicht hier abgedruckt,
sondern im „Emmaus-Ölberg-Kalender“,
der monatlich erscheint.
Sie erhalten ihn in der Gemeinde
und über das Internet:

<http://www.emmaus.de>